

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 159. Bromberg, den 12. Juli 1936

Rettet Wien!

Roman aus der Zeit der Türkenbelagerung 1683

von

Rudolph Stratz.

(12. Fortsetzung.) —— (Nachdruck verboten.)

Plötzlich weiteten sich die Augen der Gundel. Sie schirmte sie mit der Hand. Sie spähte hinunter. Auf der Straße von Wien her kam im Gedränge ein Reiter. Es war eigentlich ein knochiger, großer Karrengaul, auf dem er saß, nur zwei Trensenzügel in der Linken, ohne Steigbügel, eine Stalldecke statt des Sattels.

„Nicola . . ." schrie die Gundel Pernfuß mit heller Stimme vom Turm und winkte.

Der junge Mann hob den Kopf und schwenkte beglückt seinen Wetterhut, der ihm schief und verwegen auf dem linken Ohr saß. Er lachte verliebt über sein flottes Gesicht, reckte die sehnige Gestalt in kurzem Wams mit Stoßdegen, Kniehosen und Sporenstiefeln.

„Da bin i, Gundel!"

„Wart' — ich komm'!"

Die Gundel Pernfuß flog die Turmtreppe hinab. Unten, am Ausgang, blieb sie plötzlich stehen und sagte in verändertem Ton:

„Jesses ja . . . der Nicola . . ."

Und nach einer Pause:

„Ja — und der Herr Vater?"

„Der schickt halt mich! Der richtet daheim Tag und Nacht mit seinen Gesellen seine leeren Weinfässer. Die gehören doch mit Pflastersteinen und Sand gefüllt und hinaus als Schanzkörb' auf die Burgbastei!"

„Auf der Bastei steht unsere Studentencompagnie! Und für die Jungfer da steh' i!" Der junge Mann wandte sich vom hohen Roß herab drohend zu dem Sperrposten der Stadtguardia. „I bin der Sohn des reitenden Hofjägers und Wildmeisters Waldschaffer draußen im Wiener Wald und Studiosus an der juridischen Fakultät in Wien, wann Euch das nöt z'hoch is!"

„Schau, daß D' zu mir rauf kommst, Gundel!" Er beugte sich nieder und schwenkte mit sehnigen Armen das Mädchen hinter sich auf dem Pferderücken, so daß sie seitlings saß und die Arme um seinen Hals schlingen konnte. Er lenkte den trägen Zuggaul im Schritt durch das Geschrei, Gerassel, Geknalle, Geblöke. Er wandte selig den Kopf über die Schulter zu der Gundel.

„Ja — jetzt sag' mir, wie kommst denn du auf einmal her aus Frankreich, Gundel? I hab's gar nöt glauben wollen vor lauter Glück!"

Die Gundel Pernfuß mußte fast schreien, um ihm durch den Wirrwar des Auszugs aus Wien umher von ihrer Flucht aus Versailles zu erzählen.

Ihr hübsches, rundes, sonnengebräuntes Gesicht veränderte sich. Der Student Nicola Waldschaffer konnte es nicht sehen. Er mußte durch den Staubnebel scharf geradeaus blicken, um mit seinem schwerfälligen Roß nicht an ein Paar Ochsenhörner zu geraten.

„Was war dös für ein deutscher Herr in Versailles, von dem du erzählst?" forschte er eifersüchtig.

„Schlank und mager war er. Und sonnenverbrannt wie jetzt ich!" sagte die Gundel, halb zärtlich in der Erinnerung lachend.

„Wie hat der Herr denn g'heißen?"

„Der Ritter von Rimburg habe ihn die Wälsche angeredet. Was fragst du danach? Du wirst ihn nie sehe. Und ich werd' ihn auch nie wiedersehe!"

Sie waren an den Wällen Wiens angelangt. Ein wildes Wehegeschrei erfüllte die Luft. Tausende von Menschen standen da, liefen hin und her, rangen die Hände. Weißgekleidete kaiserliche Hartschiere zu Pferd bahnten einer endlosen Reihe von Karossen den Weg durch die Menge. Aus einem mit acht Schimmeln bespannten Reisewagen beugte sich ein schnurrbärtiger, langlockiger Herr zu Anfang Vierzig und wehrte mit einer Handbewegung den Hoftrabanten, die gewaltsam das Volk zur Seite drängten.

„Ach — laßt die armen Leute gehen!" rief er mitleidig und neues, tausendfaches Weinen war die Antwort.

„Der Kaiser verläßt die Stadt!" sagte der Student Waldschaffer. „Auf Drängen des Hofkriegsrats, weil er von außen besser für Entsatz sorgen kann! Aber schaug' nur das Gefolge an!"

Vorbei die Kalesche mit dem Kaiser Leopold dem Ersten, der Kaiserin, den Prinzen und Prinzessinnen, dem entblößten Haupts den Vordersitz einnehmenden Oberstallmeister. Vorbei der Wagen der Kaiserin-Mutter. In den nächsten Equipagen drängten sich verstört, eingestiegen, wie sie gingen und standen, die gräflichen Hoffräulein und die adeligen Staatsfungfern, die Kammermenscher und die Mundköchinnen. Die Rosenkranz-Patres und Kapellendiener. Die Geheimen Hoffekretäre und die Leibbarbiere und Leibperückenmacher und Zahnchirurgi.

Immer mehr verfinsterten sich die Mienen des Nicola Waldschaffer von der kampfbereiten Ersten Wiener Studentencompagnie, als der Zug des flüchtenden Wiener Hofs kein Ende nehmen wollte. Er belächelte noch die Hofzwerge und die französischen Komödianten und den Hofpoeten. Aber dann packte ihn die Wut beim Anblick der fliehenden stämmigen Haiducken, Trompeter, Pauker, Läufer, Sesselträger, Falkner, Ballhausmarköre, der Hunderte von bewaffneten, wohlgemästeten Lakaien.

„Ihr ständet der Stadt wohl an, ihr Lotterbuben, und geht davon!" schrie er. „Und die armen und elenden Leute laßt ihr zurück!"

Aber die Flut der Flüchtenden wälzte sich weiter. Hinter den Karossen des Kaisers fuhr in Hunderten von Kutschen der Hofadel, wieder mit unzähligen Dienern auf den Trittbrettern, dem Bock, in Beiwagen. Vieltausendköpfig verstopfte das die Straßen. Umsonst brüllten die Stadtknechte, das Rote-Turm-Tor werde die ganze Nacht hindurch für alle, die sich vor den Türken salvieren wollten, offengehalten bleiben. Durch den Lärm schrie die Gundel Pernfuß zornmütig von hinten dem Studiosus ins Ohr.

„Du liebe Zeit: was soll denn aus Wien werden, wenn alles flieht?“

Ein halb verwegenes, halb spöttisches Schütteln des Krauskopfs vor ihr. Über die Schulter weg schauten ihr seine hellbraunen Augen heiter ins Gesicht.

„Wirst's ja gleich sehen. Tschaperl! Dös wird herzhafte Christen genug auf den Wällen haben! Viele Grafen und Herren vom Adel, wir Studiosen unter dem Rektor Magnificus, alle Bürger von Wien, die Künstler, die Handlungsdiener, die Handwerksburschen, die Fleischhauer, die Brauer, die Bäckerjungen, die Schuhknechte — dös Volk — verstehst — dös ganze rechte Volk steht neben den Musketieren und den Kürassieren und dem Stückwesen parat!“

Und nochmals kam über den Nicola Waldschaffer die Eifersucht. Während sie durch das Menschengewimmel der engen Gassen, zwischen den hochstöckigen Häusern Alt-Wiens, dahinritten, forschte er finster.

„Wodurch hat er's denn so bei dir g'wonnen — der Cavalier in Versailles? Verstell' dich nicht! Man schaugt's dir ja an!“

„Der denkt nicht an sich. Den treibt der Geist. Der hat ihn wider die Heiden getriebe. Der hat ihn zum König nach Versailles getriebe! Der treibt ihn als weiter! Durch die Welt! Der deutsche Herr will helfe, Wien zu rette!... Da — der Herr Vater!“

Die Gundel rutsche von dem Pferd, rannte über die Freyung, den weiten, von vielen alten Klosterbauten ummauerten Platz Alt-Wiens, auf eine offene Hofstätte zu. An deren Torwölbung prangte ein rotes Schild, mit dem silbernen Zirkelmaß über der braunen Tonne, das Zunftwappen der Böttcher. Leere Fässer lagen in Reihen. Ein Dutzend Küfergesellen hantierte mit Hammerschlag und Hobelkreischen, Sägesingen und Feuergeflacker an den Dauben und Reifen und Böden. Der Meister stand am Tor. Die Visierrute, mit deren Querstrichen er sonst die Holzwölbungen ausmaß, zitterte seit einer Stunde schon untätig in seiner Hand. In unterdrückter Erregung wartete er und spähte auf die Freyung hinaus und atmete auf und breitete die Arme aus, und die blonde Gundel schlang lachend ihre Hände um seinen Hals.

„Da bin ich!“

Laurenz Pernfuß, der verwitwete bürgerliche Faßzieher, war schon ein Graukopf. Aber er hatte noch die frischen, großen, blauen Augen der Tochter in dem rosigen Gesicht mit dem grauen Schnurrbärtchen. Breitschulterig und rüstig von Gestalt, eine grüne Schürze zwischen den weißen Hemdärmeln, stand er da und suchte die Rührung zu bekämpfen, die ihm verdächtig die Augen feuchtete.

„Ja — was tust denn du hier, du Fratz?“
„Da bin ich halt!“ wiederholte die Gundel.

„Weshalb bist denn um Jesu willen aus Paris fort?“
„... weil ich jetzt nach Wien gehör' und zum Herrn Vatter!“
Der Alte streichelte den blonden Scheitel, von dem das verwaschene Kopftuch der Wanderschaft geglitten war. Es war eine seltsame, fast andächtige Bewegung.

„Ja ... und die Türken ...? sprach er.
„Dafür seid ihr da!“ rief die Gundel. „Und dafür sind wir da. Ich helf' mit. Der Nicola ist auch guten Muts.“ Sie schaute umher. „Wo ist denn der Nicola?“
„Der Nicola Waldschaffer is durch die Herrengasse nach der Studentencompagnie auf der Burgbastei!“ rief durch den Hammertanz auf Eichenholz einer der Küferknechte.
„... ohne Abschied geht einem der dumme Bub davon!“
Die Gundel Pernfuß schüttelte den frischen, blonden Kopf. „Der hat mir was krumm genomme, Herr Vatter! Ich hol' ihn noch ein!“
Sie hörte im Laufen hinter sich den Gesang der Böttcher zum Hobelschwung und Sägetackt.

Nun rannte sie am Leopoldinischen Trakt entlang. Keine Hellebarden hielten mehr am Schweizertor Wacht. Die Gundel legte die beiden hohlen Hände an den Mund. Sie rief, daß es durch den Hof hallte.
„Ob's d' gleich stehenbleibst. Nicola!“
Der Student Waldschaffer machte finster an der Burgkapelle halt. Sie holte ihn ein. Sie frug atemlos:
„Was fällt dir denn bei, gerad' so wegzulaufe?“
„— weil ich nix mehr von deinem Herrn Ritter hören mag“
„— der ist über alle Berge! Deswegen kannst du ruhig schlafe!“
Die Gundel sprach es leise. Dann war sie stumm. Er schwieg auch. Auf dem Burgwall blieb er stehen und wies ihr das weite Bild vor ihnen. Jetzt leuchtete eine verwegene Freude auf seinem Gesicht.

Die Gundel legte ergriffen die Hände zusammen und ihre Augen weiteten sich ungläubig. Tausende von Menschen werkten da und wimmelten wie die Ameisen zwischen Erdhügeln und Gräben, schleppten Pfähle, rollten Schanzkörbe, schoben Karren, schaufelten, stampften Böschungen, ebneten Wege. Es schien der Gundel Pernfuß, als habe aller Unterschied der Stände aufgehört. Sie sah vornehme Handelsherren aus den Wechselstuben mit Ziegelschaffern Schulter an Schulter, die Herren vom Äußeren und Inneren Rat neben den Seifensiedergesellen, Stadtrichter und Bauernknechte, Medici und Mörtelführer, Apotheker und Kässtecher, Edelleute und Lebzelter und Kerzenzieher, alles nebeneinander in einer einzigen großen Arbeitsgemeinschaft bei Schweiß und Spatengeklirr und Gehorsam gegen die Zurufe der wenigen Ingenieure, die von einer Bastei zur andern eilten und ihre Befehle gaben.

Und so viele! So viele! An allen Wällen von Wien soweit die Gundel sehen konnte, arbeiteten die Bürger. Die Erdhaufen waren schwarz von Menschen.

„Man sollt' nicht glaube, daß schon so viele Tausende von Leuten aus Wien ausgerückt sind!“ sprach die Gundel Pernfuß. Kurz die Antwort des Studenten Nicola:

„Die Spreu ist halt weg!“
Dann wies er mit der Hand seitlings.

„Schaugst den Herrn im Samtgewand, mit der goldenen Kette über der Spitzenkrause? Ja — der mit dem dunklen Schnurrbart und dem kleinen Bartstutz an der Unterlippe. Dös is der Herr Bürgermeister von Wien, der Herr von Liebenberg!“

„Der schiebt ja eigenhändig Truhen voll Erde auf das Schanzwerk!“
„... um den Bürgern ein gutes Beispiel zu geben! Siehst — dort — hoch oben auf der Bastei steht ein Exzellenzherr — der mit dem bartlosen. festen Gesicht, dem die langen Haare weit auf den Harnisch fallen. Der hat dafür zu sorgen, daß Wien wider alle Feinde deutsch bleibt und jeder in Wien sich zum Heiligen Deutschen Reich bekennt. Das ist der Graf Rüdiger Ernst von Starhemberg! Er hat der Einwohnerschaft zugerufen: „Nur mit der Schaufel und dem Schubkarren ist die Gefahr zu besiegen!“ Und dem vertrauen sie alle“
„Ja — das ist groß! Das ist schön!“ sagte die Gundel Pernfuß. „Und jetzt laß auch du die dumme Eifersucht auf den Herrn Ritter von Malta in Versailles unterwegs und tu deine Pflicht und Schuldigkeit!“

„Denkst denn, er hätt' sich um mich bekümmert?“ setzte sie mit erstickter Stimme hinzu. „Freundlich war er zu mir schon. Aber ich weiß schon, mit wem er die längste Zeit auf der Wiese in Versailles gestande und am Abend in den Allerhöchsten Appartements erschiene ist. Ich kenn' doch die schwarze Hex', die Marquise de Giou. Die Quinette de Giou kennt jeder am Hof. Das Bettelfräulein steckt hinter allen Türen und hält's mit allen Zauberern und dem Goldmacher Theopompo und dem Teufel selber, dem Marschall von Luxemburg!“
„Schön is sie schon!“ schloß die Gundel. „Und die hat's ihm angetan!“
„Und du mir, schon eh' du nach Paris bist!“ sagte der Nicola Waldschaffer leise und weich. „Und Gundel... I bin ja noch nix! I muß ja erst, wann die Türkennot vorbei is, das corpus juris zu End' lernen und an Amt haben, ehe i bei deinem Vater um dich anhalten kann. Aber ich mein' doch, Gundel: Wir haben uns doch damals beim Abschied einander fürs Leben versprochen!“
Er nahm behutsam ihre Hand in seine. Die Gundel Pernfuß ließ sie ihm. Sie stand stumm da.

(Fortsetzung folgt.)

Der Stadthauptmann von Brüx.

Erzählung von Ernst Frank.

Es stand schlecht um die Stadt Brüx.

Die Hussiten lagen vor Mauer und Tor, und in den Mägen der Bürger nagte der Hunger. Der Hunger aber ist ein gefährlicher Feind. Er zerstört auch die Besten. — Blut können die meisten noch sehen. Bruder und Freund können fallen. Die Toten stärken den Widerstand.

Der Hunger aber ist ein eigentümlicher Feind. Er höhlt aus von innen her, und es muß ein harter Führer sein, der den Hunger schlägt.

Es stand aber schlecht um die Stadt Brüx.

Einer hatte zu murren begonnen, einer, der wußte, daß im Keller der Großen noch Reh- und Hirschfleisch auf dem Eise lag, während die freiwillige Wache am Tor nur noch zweimal am Tage zu essen bekam. Das Murren hatte willige Ohren gefunden. Die Weinjahre, die im Keller manches Ratsherren auffällig groß verzeichnet sind, wurden von armen Schluckern schon des öfteren lüstern abgelesen. In Tagen der Not wachen die Erinnerungen an solche Erlebnisse in den Kellern oder Gemächern der Großen dann auf.

Wem die Murrenden folgen sollen der muß groß und hart sein. Er muß etwas an sich haben, das klingt und zwingt. Ein Auge muß er haben, tief, schön und undurchdringlich zugleich, wie Titus Gorenz, der Stadthauptmann zu Brüx.

Wenn er rief, stand auch der letzte still. Wenn sein Auge blitzte, sprach keiner mehr ein Wort. Wenn es trauerte, weinten die Weiber und die Männer blickten stumm, und wenn es lachte, war die Welt heiter. Wenn es aber in Freundes Blick tauchte, dann lag Versprechen der Treue darin. Sein Auge war schnell auch den Hussiten bekannt. Wo Titus ritt, blieb nur die Flucht. Wo Titus focht, dort focht der Tod.

Und dennoch stand es schlecht um die Stadt Brüx. Der Siegeswille der Hussiten, in hundert Schlachten leuchtend von ihrem Glauben geführt, sprang an die Mauern der Stadt. Die Mauerbrecher fraßen sich ins Gestein. Tagtäglich wurden die Tore auf ihre Festigkeit erprobt. Und mehr als einmal mußten die Leiber der Bürger das Bessere tun, mußte ihr Blut die Schrammen und Ritzen in Tor und Mauer kitten. Solange immer, bis Titus kam. Dann begann der Gegenstoß. Die Tore wurden plötzlich aufgerissen. Wie der Gottesritter Sankt Jörg stürmte er, an der Spitze der Seinen, hinaus und brach den Willen der Feinde. Solche Siegesstunden waren es auch, in denen er den Geist der Murrenden zwang.

Bis eines Tages das Auge des Titus auf eine harte Probe gestellt wurde.

Des Titus Bruder Ramphold war Stadthauptmann zu Bilin, der Nachbarstadt. Auch Bilin war von den Hussiten berannt worden. Und obwohl Ramphold nicht schlechter war denn Titus, Bilin war gefallen. Schnöder Verrat hatte eine Bresche in die Reihe der Verteidiger gerissen.

Jubel herrschte im Lager der Feinde. Bilin gefallen. Nun konnte sich Brüx nimmer lange halten. Man sorgte dafür, daß den Brüxern die Nachricht spöttisch laut unterbreitet wurde. Zettel flogen über die Mauern. Und böse Worte des Hohnes. Bilin gefallen. Und Ramphold, der Bruder des Titus, in den Händen der Hussiten.

Die schlimme Post verband sich dem Hunger in den Mägen.

Nun, Titus, verhandle!

Titus dachte nicht daran. Er sah seine Stadt und seine Pflicht, und sein Auge blieb hart.

Die Löcher in den Mauern der Stadt wurden aber immer größer. Die Brände in den Häusern nahe den Mauern mehrten sich. Die Angriffswagen mit Pechfackeln und Feuerpfeilen wagten sich immer kühner an die Stadt heran. Die Not im Innern wuchs. Die Murrenden wurden lauter.

Titus blieb hart.

Die Stadt wurde sturmreif. Von den weiten Straßen ihrer Heerzüge schleppten die Hussiten alle Angriffsgeräte heran. Das Korn war weit und breit zertrampelt. Die Felder glichen wüsten Flächen. —

Und dann war auch die Stunde des letzten Kampfes gekommen.

Aus allen Teilen des weiten Lagers strömten die Hussiten zusammen. Sie sangen und schrien. Ihre Mauerbrecher schoben sie zusammen und machten sie angriffsfertig. Ein Leben herrschte im feindlichen Lager, als ob es zum Tanze ginge.

Nun riefen die Wächter es dem Titus zu, daß der Feind herankäme.

Titus sah mit Sorge die Mengen der Angreifer. Keine Miene verriet seine Gedanken. Er befahl der gesamten Bürgerschaft, sich auf den Mauern zu verteilen. Er traute den Hungernden nicht mehr die Kraft des Ausfalles zu. Dem Heere aber befahl er, sich zum Gegenstoße zu bereiten. Es gehörte viel Mut dazu, an das Gelingen der Tat zu glauben. Allein Titus irrte sich nicht. Er wußte, daß der Sieg nur noch im Angriff liegen konnte.

Da wollte den Vordersten auf der Mauer neben dem Tore das Blut stehen bleiben. Der erste der Mauerbrecher war so nahe an die Stadt herangefahren worden, daß man erkennen konnte, daß an seinem Schirmdache ein Mann festgebunden war: ein nackter Mann.

Und dann war es zur Gewißheit geworden. Am Sturmbock der Hussiten klebte Ramphold Gorenz, der Bruder des Hauptmanns. Nackt und bloß. —

Nun, Titus, entscheide!

Die Männer rannten zu ihm. Sie getrauten sich nicht, ihm die Schreckensbotschaft zu melden. Sie zerrten ihn mit sich an das Tor.

Unterdessen hatte sich das Volk der Feinde um den Sturmwagen versammelt. Als Titus auf der Mauer erschien, lachten sie unmenschlich und forderten Titus zur Ergebung auf.

Einen Augenblick lang starrte Titus, verwundert über die schreckliche Erfindung der Hussiten, auf den Bruder. Das Volk der Männer schaute sich ratlos an.

Ramphold aber hatte inzwischen seinen Bruder Titus auf der Mauer erkannt. Er bäumte sich unter der harten Fessel auf und rief: „Zögere nicht, Bruder! Ich weiß, daß ich sterben muß. Du aber mit deinen Getreuen, ihr dürfet Gottes Hilfe und den Sieg erwarten. Deshalb ist es besser, wenn ich allein sterbe, als daß so viele Getreue verderben sollen. Seid tapfer! Mir aber, Bruder, sei barmherzig! — Und trachte, daß mein Leben bald ausgelöscht werde!“

Der Bruder empfand die Härte heischenden Worte wie böse Stacheln. Totenstille folgte ihnen.

Bis vor der Mauer abermals ein Lärmen anhub. Die Hussiten rückten näher.

Titus kämpfte einen fürchterlichen Kampf. Es mußte sein. „Erschießt ihn!“ befahl er tonlos dem besten Schützen.

Die Männer starrten ihn an, als hätten sie ihn nicht verstanden. Der Schütze bat den Hauptmann mit ängstlichen Augen um Gnade.

Titus aber blieb hart. „Erschießt ihn, befahl ich!“ wandte er sich nochmals an den Schützen. „Es ist besser, mit Ehren gemeinem Nutzen Hilfe zu tun als dem eigenen mit Schande!“

Da ließ sich der Schütze ins Knie und schoß. Er traf Ramphold gut.

„Her! Her!“ schrie Titus mit einer Stimme, die aus Jahrhunderten zu kommen schien. Und die Soldaten sammelten sich um ihn. Das Tor wurde geöffnet. Sie stürmten hinaus.

Die Bürger aber, die den Kampf ihres Hauptmannes um seinen Bruder mit angesehen überwanden sich und ihren Hunger, schlossen sich den Soldaten an und stürmten in den tobenden Feldkampf.

Und die Hussiten wurden aufs Haupt geschlagen.

Die letzte Nacht.

Ein Zeitbild von Walter Dach.

Grübelnd wälzte sich der Bauer auf dem dürftigen Lager. Als er keinen Schlaf finden konnte, erhob er sich mürrisch, zog sich an und trat vor die Tür.

Sternlose Nacht lag über dem Land. Doch ringsum, soweit der Bauer sah, war Lichterleuchten: Feuerbündel in der Nähe und Funken in der Ferne. Der Wind stand aufs Haus und trieb die Sprache des Landes vor sich her: Lokomotivenpfiffe, Räderrollen, Kettengerassel, Baggerlärm . . .

Menschen, unsichtbar, wühlten sich in die Erde. Aus riesig offenem Kraterschlund spien sie braune Kohle in die Fabriken, deren Schlote, Türme und Bunker gespenstisch am

nächtlichen Himmel standen. Nacht und Tag, Tag und Nacht kollerten leere Wagen über Förderbrücken zum Schacht hinunter, und ächzten volle Wagen zu den Kreiselwippen hinauf. Ewig fauchten Schmalspurmaschinen am Rand des Schlundes entlang und schleppten Last um Last des Deckgebirges hinter sich her. Unaufhörlich fraßen Baggerungetüme Sand und Ton in sich hinein. Weitmäulige Löffel gruben die Kohle, und lange Eimerleitern klapperten nimmermüde über die Stöße.

Der Bauer zog die Joppe über der Brust zusammen, der Wind war kühl und angefüllt mit jenem Dunstgemisch von Bitumen und trockenem Staub, der dem Wanderer schon Meilen voraus sagt, daß er sich offenem Bergbau auf Braunkohle und seinen Aufbereitungsanstalten nähert.

Im Osten kam mählich das Tagesgestirn auf. Feldsperlinge schilpten über den leeren Hof. Aus dem Acker hinterm Haus erhob sich eine Lerche. Des Bauern Blicke gingen mit ihr in die dämmernde Höhe und glitten dann abwärts auf das Haus von dem er sich mit langsamen Schritten bis zum Wegzaun entfernt hatte. Alles, was je darin gewesen, wurde lebendig: Urahn und Ahn, und sein eigen Leben vom ersten Kindesschrei bis zu jenem Faustschlag und Zornruf, der vom alternden Manne kam, als es unabänderlich mit der Räumung des Hofes war.

Bis zu hundert Meter Mächtigkeit stand die Kohle unterm Humus. So ergiebig war sie auch unterm Dorf. Die Techniker bohrten, die Kaufleute rechneten, und eines Tages hatten sie heraus, daß es lohnen würde, das ganze kleine Dorf aufzukaufen, niederzureißen und einige Kilometer weiter südlich wieder aufzubauen.

„Profithunde . . . !“ fluchte der Bauer. Er hatte es bis zur Stunde nicht überwinden können, das Erbgut zu lassen und wie ein Zugewanderter ein neues Haus zu beziehen. So hatte er auch diese letzte Nacht noch im ausgeräumten alten Haus verbracht. Es hielt ihn am Ort, als müßte sich noch irgend etwas ereignen, das ihm helfen würde.

Nun schwand die Nacht, die letztes Hoffen barg. Es dämmerte der Tag, der grausam deutlich war. Nichts mehr hatte sich ereignet. Die Bagger lärmten wie immer und waren bedrohlich nahe vor seine Tür gerückt. Bis zur Mitternacht hatten ihm noch Haus und Hof gehört, — nun war Morgen und er stand auf fremdem Grund.

Die Lichter ringsum waren blaß geworden und erloschen nach und nach. Härter wuchsen Essen und Fabriken in den Himmel. Zum unsichtbaren Lärm der Nacht gesellte sich das Hin und Her der Maschinen.

Rückwärts lag das neue Dorf. Schöner und größer, sagten jene, die es eilig gehabt hatten, Altes zu verlassen, oder die sich überm Verkaufsvertrag heiter die guten Geldscheine der Industrie auszahlen ließen. Elend und treulos, murrte der Bauer, der Familie und Hof seit Tagen ziehen ließ, selbst aber mit sonderlichem Trübsinn im leeren Hause blieb.

Nun er sich wenden wollte, tief den Stachel im Herzen, strömten aus der Baracke Arbeiter der Morgenschicht zum Abraumwerk. Gelöst in Gruppen gingen sie am Bauer vorbei, gesprächig, des Wegs gewohnt, kaum seitwärts achtend. Dann folgten zwanzig, lässig zur Gruppe geschlossen, die Anzüge frisch gewaschen, sauberes Werkzeug geschultert, die Augen fremd nach links und rechts.

Der Bauer verhielt den Schritt am letzten Grenzstein des Hofes. Die Arbeiter gingen vorbei, einige drehten die Köpfe nach ihm. Die letzten blieben stehen, sie sprachen miteinander, und als die Gruppe der Zwanzig stand, liefen zwei der Männer auf den Bauern zu.

Sie sprachen ihn an: „Bauer, wir haben gehört . . wie schwer es Euch fällt, das Haus zu räumen. Das können wir verstehen, das tut weh. Nun wollen wir Euch danken . . . Wir sind zwanzig Neue aus der Stadt und morgen kommen nochmal zwanzig . . . jahrelang ohne Arbeit . . . Frau, Kinder . . . die Grube wird größer . . . wieder Arbeit . . .“

Längst waren sie zur Gruppe zurückgeeilt, und immer noch hielt der Bauer die Hand etwas von sich, die Hand, in der die arbeitsbereiten Fäuste der Männer geruht hatten. Längst gingen sie unter den Baggern hin, und immer noch sah der Bauer ihnen nach, seltsam und versonnen, als wäre am Ausgang der letzten Nacht doch noch Tröstliches geschehen.

Als die Sirenen heulten, das Werk zu beginnen, ging auch der Bauer, — schnell und ohne sich noch einmal umzudrehen.



Bunte Chronik



Der Puls.

Nicht alle Patienten sind einsichtig genug, die von ihrem Arzte verordnete Lebensweise nun auch wirklich in die Tat umzusetzen. Und nicht jeder Mediziner ertappt den Missetäter so schnell, wie dies einst dem bekannten französischen Arzte Portal gelang. Der hatte einem Kranken eine Kost vorgeschrieben, die wenig Gegenliebe fand. Eines Tages besuchte der Mediziner seinen Patienten, fühlte ihm den Puls und sagte dann in strafendem Tone: „Sie haben ja ein weiches Ei gegessen, obwohl ich es Ihnen untersagt habe . . .“ — Der Ertappte erschrak: „Aber um Himmelswillen, ist es denn so schlimm, daß Sie es schon am Puls merken?‘ — Portal nickte ernst: „Gewiß! Das Ei enthält Schwefel, Phosphor und andere Bestandteile, die an die Magenwand drücken. Das macht sich bis in den Puls hinein bemerkbar, und ich kann es sofort feststellen.“ Der Kranke gelobte reuig Besserung. Er war geradezu erschüttert von der Kunst des Arztes. Ebenso erging es dem Assistenten Portals. Er versank in tiefes Grübeln, und als er zu keinem Ergebnis kam, redete er den Meister an, sobald sie das Krankenzimmer hinter sich hatten: „Großer Mann, wie konnten Sie am Puls erkennen, daß der Patient ein weiches Ei gegessen hatte?“ — „Sie sind ein Einfaltspinsel“, lautete der grobe Bescheid, „er hatte doch noch Eigelb an der Hand.‘

*

Der Scheidungsgrund.

In der Scheidungschronik aller Länder findet man die seltsamsten Gründe, die zur Trennung einer Ehe führen. Da gibt es Männer, die sich scheiden lassen, weil ihre Frau dauernd zur Wahrsagerin läuft oder das ganze Einkommen des Mannes in Schokolade anlegt oder sich weigert, morgens aufzustehen und mit ihm zu frühstücken. Und Frauen, die das Zusammenleben mit ihrem Manne nicht mehr ertragen können, weil er eine Vorliebe für häßliche grüne Schlipse hat oder — wie dies unlängst der Fall war — weil er mit Vorliebe in Baumwipfeln übernachtet und seine Frau veranlassen will, mit ihm diese luftige Schlafstelle aufzusuchen. Höchst sonderbar ist aber auch der Scheidungsgrund, den jetzt der amerikanische Senator C. C. Dill in Spokane im Staate Washington angab, um die Trennung seiner Ehe zu erreichen. Er gab als Grund an, daß seine Frau den Präsidenten Roosevelt „nicht ausstehen könne“ und daß sie damit seiner politischen und sozialen Lage als Senator schade. Die Ehe wurde schließlich auf Grund gegenseitiger unüberwindlicher Abneigung gelöst.



Lustige Ecke





„Melde gehorsamst Herrn Kapitän, daß das Schiff leckgesprungen ist!“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.